

HILDE ARTMEIER

# **DONAUHERZ**

*Kriminalroman*

emons:

## **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: [iStockphoto.com/mthaler](https://www.istockphoto.com/mthaler)

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Susann Säuberlich, Neubiberg

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2018

ISBN 978-3-7408-0313-1

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter

[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

Für Katharina



»Willkommen im Reich der Feuerelfen, Schattenkrieger und Magie«, schloss die Leiterin der Stadtbibliothek ihre kurze Ansprache. »Lehnen Sie sich zurück, meine lieben Zuhörer, und freuen Sie sich auf Patty Wests phantastische Welt!«

Erwartungsvoll blickte sie in den hinteren Bereich des Saals, wo sich eine kleine blonde und ausgesprochen unspektakuläre Frau Anfang vierzig aus dem Schatten einer Säule löste und langsam nach vorn schritt.

Alle Zuhörer, die sich hier im Thon-Dittmer-Palais im Herzen der Regensburger Altstadt versammelt hatten, klatschten begeistert. Die Leiterin der Stadtbibliothek, eine große Frau mit hennaroter Kurzhaarfrisur, begrüßte lächelnd die mit Neugier und Ungeduld erwartete Fantasy-Autorin, überließ ihr die Bühne und nahm in der ersten Reihe neben einem schlanken Mann Platz, der seinen perfekt sitzenden Designeranzug in elegantem Anthrazit mit einer solchen Selbstverständlichkeit trug, als wäre er seine zweite Haut. Nur allmählich verebbte der Beifall.

Draußen war es so kalt, als herrschte noch immer tiefster Winter, dabei hatten wir schon Ende Februar. Hier drinnen aber war es warm von den vielen Menschen, und die Luft knisterte vor Erwartung, als Patty West sich an dem für sie vorbereiteten Tisch niederließ. Sie zupfte ihren rosenholzfarbenen Seidenschal zurecht, schlug das vor ihr liegende Buch auf und begann ohne ein Wort der Begrüßung vorzulesen. Ihre Stimme war hell und trotz Mikrofon eine Spur zu leise.

Die kleine Halle, in der die Matineelesung stattfand, war bis auf den letzten Platz besetzt. Dennoch war es jetzt mucksmäuschenstill, nicht einmal ein Räuspern oder Hüsteln war zu hören. Alle Anwesenden, die meisten von ihnen Heranwachsende wie mein vierzehnjähriger Sohn Vincenzo rechts neben mir, hingen an den Lippen der Autorin. Er wagte kaum zu atmen, so sehr fesselte ihn die Geschichte, seine Knie zuckten in einem wie elektrisier-

ten Takt. Maximilian saß zu meiner Linken, den Blick ebenfalls aufmerksam nach vorn gerichtet.

Ich selbst war nie eine begeisterte Leserin von Fantasy-Romanen gewesen, weder in jungen Jahren noch jetzt. Wenn ich neben meiner Arbeit als Privatermittlerin und Inhaberin einer Modeboutique, noch dazu war ich alleinerziehend, Zeit zum Lesen fand, bevorzugte ich historische Liebesromane oder Familiensagas. Ich legte keinen Wert auf Action. Mein Leben war aufregend genug.

Dennoch zog Patty West auch mich nach und nach in ihren Bann. Mit jedem Wort wurde ihre Stimme lauter und klarer, von ihrem anfänglichen Lampenfieber war rasch nichts mehr zu spüren. Schon nach wenigen Zeilen verstand ich, dass sie nicht nur Talent zum Schreiben hatte, sondern eine ganz eigene Welt auferstehen ließ. Bald war mir, als könnte ich den eisigen Wind und die züngelnden Feuer der fremden Kulissen, die sie heraufbeschwor, tatsächlich spüren und das geheimnisvolle Flüstern der Flammenwesen und Raunen der Schattenkrieger wirklich hören. Sogar das Duftpotpourri aus Dornenblüten und Sonnengras, das die Sinne der Schattenwesen benebelte, schien plötzlich in der Luft zu liegen.

Mein Blick glitt zu dem Mann, neben dem die Leiterin der Stadtbibliothek Platz genommen hatte. Marius Fabek war der Inhaber des »Adrian's Art Verlags« und somit der Mann, der Patty West zu ihrem überraschenden Ruhm und Erfolg verholfen hatte. In den hiesigen Zeitungen pries man den Regensburger Verleger schon jetzt als Entdecker eines neuen, hoffentlich bald überirdisch leuchtenden Sterns am Bestsellerhimmel und prophezeite ihm und seiner Neuentdeckung eine Zukunft wie J. K. Rowling, der Verfasserin der Harry-Potter-Romane.

Nach seinem Gesichtsausdruck zu urteilen, war Marius Fabek mit der Darbietung seines Schützlings mehr als zufrieden. Ich musterte ihn. Er hatte nichts von der kreativen Lässigkeit und dem alten Glanz an sich, die ich persönlich mit der Bücherwelt verband. Einen Verleger hätte ich mir anders vorgestellt, vielleicht mit bunter Fliege, entrücktem Blick oder Monokel im Auge.

Trotz der Jahreszeit war Marius Fabeks kantiges Gesicht gleichmäßig gebräunt. Er wirkte auffallend entspannt, geradezu herablassend, seine Bewegungen waren fließend und schnell. Das einzige Zugeständnis an seinen Berufszweig schien mir sein gewelltes, an manchen Stellen widerspenstig vom Kopf abstehendes, fast schwarzes Haar zu sein. Alles an ihm strahlte Selbstsicherheit und eiskaltes Kalkül aus. Jede seiner geschmeidigen Gesten sagte: »Ich habe alles erreicht, was ich erreichen wollte.«

Wie hätte ich ahnen sollen, dass man ihn wenige Tage später des Mordes an einem seiner bekanntesten Autoren bezichtigen würde. Dass er sich in zermürenden Polizeiverhören in immer mehr Widersprüche verstrickte, sich gegen die zunehmend heftigeren Angriffe der Medien zur Wehr setzen musste. Und dass er Schritt für Schritt all das verlieren würde, worauf er so stolz war.

\*\*\*

Nach der Lesung musste Vincenzo natürlich unbedingt ein signiertes Buch haben. Ich drückte ihm einen Zwanzig-Euro-Schein in die Hand, und er reihte sich mit leuchtenden Augen in die Schlange der Wartenden ein, die vor dem Tisch der Schriftstellerin anstanden. Nun machte sie einen gelösten Eindruck, hin und wieder lachte sie sogar.

In der kleinen Halle, sie erstreckte sich bis ins obere Stockwerk, summte und brummte es von den vielen Stimmen. Maximilian und ich gingen in einen Nebenraum, in dem zwei Mitarbeiterinnen der Bibliothek Sekt, Orangensaft, Kanapees und Salzstangen reichten, umgeben von Bücherregalen, Lesungsplakaten mit dem Konterfei der Autorin und einer Ausstellung über zeitgenössische Comics.

Während Maximilian Getränke und Häppchen organisierte, nahm ich das letzte freie Stehtischchen in Beschlag. Viele der Erwachsenen, die ihre Kinder begleiteten, hatten sich fein gemacht, manche waren sogar in Anzug oder Kostüm erschienen. Die Youngsters hingegen trugen ihre gewohnten Uniformen. Die

Mädchen hautenge Jeggings und ungeachtet der draußen herrschenden Temperaturen luftige Blüschchen, die Jungs Jeans und bedruckte Sweatshirts, fast alle weiße oder neonfarbene Sneakers der gerade angesagten Marken.

Ich selbst hatte mich für ein Kaschmirkleid in Petrolgrün entschieden, dazu dicke Strumpfhosen und gefütterte Lederstiefel.

Heute war Samstag, der letzte Tag im Februar, und der Winter wollte und wollte nicht weichen. Ende Januar hatte es einige sonnige Tage gegeben, dann aber war es wieder trüb, nass und kalt geworden.

Voller Wehmut dachte ich an meine italienische Heimat. Erst gestern hatte ich mit Zia Riccarda telefoniert, meiner Lieblings-tante. Mit ihren blumigen Erzählungen über das schon herrlich warme Wetter und den strahlend blauen Himmel der Toskana hatte sie mich ganz neidisch gemacht.

Vom Nachbartisch schnappte ich Gesprächsfetzen auf, das Hauptthema war natürlich die Fantasy-Autorin. Patty West alias Patrizia Waiblinger hatte bisher ein sehr unauffälliges Leben geführt, wie ich aus der »Mittelbayerischen Zeitung« wusste. Als Mutter von zwei Kindern und Frau eines Versicherungskaufmanns hatte sie erst vor drei Jahren mit dem Schreiben begonnen. Noch vor wenigen Monaten hatte niemand ihren Namen gekannt. Inzwischen aber hörte und las man überall in der Donaumetropole von der unscheinbaren Hausfrau aus Mitterteich, einem kleinen Ort in der nördlichen Oberpfalz, die mit ihrem Debütroman »Das Geheimnis der Feuerelfen« einen so sensationellen Überraschungserfolg gelandet hatte.

Maximilian gesellte sich zu mir, drückte mir ein Glas Sekt in die Hand und stellte einen Teller mit verführerisch nach Räucherlachs und Käse duftenden Kanapees auf den Tisch. Wir prosteten uns zu, auch an den umliegenden Tischen klirrten Gläser.

Wieder einmal genoss ich es, an der Seite meines Liebsten zu sein, einem schlanken, hochgewachsenen Mann, der zu seinen Bluejeans heute ein schwarzes Hemd und ein edles Leinenjackett trug. Nicht nur aufgrund seiner Statur hob er sich von den Umstehenden ab. Die grau melierten Schläfen in seinem ansonsten

noch dunklen Haar, das kluge Gesicht mit der hohen, glatten Stirn, seine klangvolle Stimme, die warmen braunen Augen mit den lustigen gelben Pünktchen, in die ich mich schon bei unserer ersten Begegnung verliebt hatte – wie immer zog er auch heute so manche Blicke auf sich. Und wie immer hatte er auch heute nur Augen für mich.

Vor bald zweieinhalb Jahren hatten wir uns kennengelernt, in einem ungewöhnlich schneereichen Winter, als ich in meinem ersten Fall als Privatdetektivin ermittelte. Damals war Maximilian noch verheiratet gewesen. Seit knapp drei Wochen nun waren er und seine Ex-Frau geschieden und wir beide endlich ein richtiges Paar. Und auch wenn sich seither an unserem Alltag nichts wirklich verändert hatte, so spürte ich doch jeden Moment wieder aufs Neue: Mit ihm wollte ich meine Tage und Nächte verbringen, in guten wie in schlechten Zeiten. Mit ihm wollte ich lachen, träumen, Pläne für die Zukunft schmieden. Mit ihm wollte ich alt werden.

Während wir unseren Sekt tranken, erzählte Maximilian, im Gegensatz zu mir ein gebürtiger Regensburger, vom »Adrian's Art Verlag«. Anfangs hatte das seit nahezu dreißig Jahren existierende Verlagshaus, das seinen Worten nach so etwas wie eine Institution in der Donaustadt war, nur hochwertige Kunstbücher und Kunstreiseführer publiziert.

»Aber dann haben sie diesen Debütroman veröffentlicht, von einem damals noch völlig unbekanntem Autor. Sein Name fällt mir gerade nicht ein, aber den Titel weiß ich noch: ›Drachemann‹. Das Buch hat fast wie die Harry-Potter-Romane eingeschlagen, nicht nur regional wie bei Patty West, sondern weltweit, und auch die beiden Folgebände waren Megaseller.« Augenzwinkernd schob Maximilian seine dezent gemusterte Hornbrille, die ihm auf die Nase gerutscht war, wieder nach oben. »Ich war zwar schon wesentlich älter als Vincenzo. Aber trotzdem habe ich ganze Nächte durchgelesen.«

Wie aufs Stichwort tauchte mein Sohn mit hochroten Wangen vor uns auf. Stolz hielt er seine Trophäe in die Luft – das von der Autorin handsignierte Buch – und berichtete atemlos, dass sie

sogar eine Widmung auf die erste Seite geschrieben habe: »Für Vincenzo, dem ich leider nicht verraten kann, wie die Geschichte ausgeht«.

Dann hatte er es plötzlich eilig. Schließlich wollte er bis zum Abend mindestens das erste Drittel der mehr als fünfhundert Seiten schaffen.

\*~\*~\*

»Ich frier mir hier gleich den Arsch ab«, maulte Vincenzo in seiner viel zu dünnen Jacke, als wir bald darauf an der Donau entlangspazierten. »Warum sind wir eigentlich nicht mit dem Bus gefahren?«

»Weil am Haidplatz noch die Sonne geschienen hat, als wir die Matinee verlassen haben«, erklärte ich zum dritten Mal und vielleicht eine Spur zu heftig. »Außerdem habe ich dir heute Morgen gesagt, du sollst den dicken Parka anziehen, oder etwa nicht?«

In der Ludwigstraße und nur wenige Schritte vom Thon-Dittmer-Palais entfernt, hatte er gemerkt, dass er sein Sweatshirt dort hatte liegen lassen. Also waren wir alle wieder umgekehrt und kurze Zeit später durch die Metzbergasse und den Weinmarkt hinunter zum Fluss gegangen, um auf dem Uferweg in Richtung Zuhause die ersten Sonnenstrahlen seit Langem zu genießen.

Nun aber hingen schon wieder düstergraue Wolken am Himmel, vom Wasser her wehten Nebelschwaden. Mit jedem Schritt wurde es klammer und kälter. Ich zog mir den Wollschal übers Kinn und die Mütze aus ockerfarbenem Mohair noch tiefer in die Stirn. Maximilian legte mir einen Arm um die Schulter.

»Ich hätte den Sekt nicht trinken sollen.« Seufzend lehnte ich den Kopf gegen seine Schulter. »Sobald wir zu Hause sind, lege ich mich ins Bett.«

Maximilian drückte mich noch enger an sich und flüsterte mir zu, er werde mir dabei Gesellschaft leisten. Aber Vincenzo hätte ohnehin nichts gehört. Das neue Buch unter dem Arm, stapfte er ein paar Meter vor uns griesgrämig dahin.

Je weiter wir die Innenstadt hinter uns ließen, desto einsamer wurde es. Hin und wieder kam uns ein Spaziergänger entgegen, mit oder ohne Hund, einmal trafen wir auf ein eng umschlungenes Liebespaar, das sich wie wir gegenseitig wärmte. Auch beim Yachthafen am anderen Ufer radelte oder spazierte nur selten jemand vorbei.

Vincenzos Handy dudelte los und durchbrach die Stille, sofort hatte er es am Ohr. Seiner einsilbigen Sprechweise nach zu urteilen, handelte es sich bei dem Anrufer um seinen Vater.

»Bin zum Abendessen doch daheim«, verkündete mein Sohn mit noch längerem Gesicht, als er es wieder wegsteckte. »Papa kann wieder mal nicht.«

»Warum?«, fragte ich, obwohl ich die Antwort schon ahnte.

»Ein neuer Fall«, kam es dann auch in trübsinnigem Ton. »Irgendwo hier in der Nähe, hat er gesagt. Vielleicht treffen wir ihn ja, dann kann ich ihm wenigstens mein neues Buch zeigen.«

Paolo, mein geschiedener Mann und Vincenzos Vater, dessen bürgerlicher Name Paul Wolf lautete, arbeitete als Hauptkommissar bei der Kripo Regensburg.

»Vielleicht hat er morgen ja Zeit«, versuchte ich meinen kleinen Vincenzo zu trösten, der mich seit einiger Zeit um einen ganzen Kopf überragte. »Was ist das denn für ein Fall?«

Alte Gewohnheiten sitzen tief. Nicht nur als Privatermittlerin, sondern auch als ehemalige Polizistin drängte es mich, zu wissen, wo Paolo sich an diesem kalten Samstagmittag herumtreiben musste.

»Keine Ahnung, wieder mal alles ultrageheim.« Vincenzo fuhr sich durch das rabenschwarze Haar, das er wie die dunklen Augen von seinem Vater geerbt hatte. »Papa war schon wieder voll grantig. Keine Peilung, was mit ihm los ist.«

Mit jedem Schritt wurden die Nebelschleier über der Wasseroberfläche dichter. Das Gras an der Uferböschung war aschgrau vom langen, viel zu kalten Winter. Kein frisches Grün, keine noch so winzigen Blättchen sprossen an den Zweigen der den Pfad säumenden Büsche, die wie knorrige Finger in den Spazierweg ragten. Alles schien zu warten. Auf den Frühling, auf die Wärme,

das Licht – auf all das, was endlich wieder Farben und Leben brachte.

Linker Hand tauchte die hohe, mit Moos und Flechten bewachsene Steinmauer auf, die den Herzogspark umgab. Nur noch wenige Meter, und wir mussten abbiegen. Unser Zuhause befand sich am diesseitigen Ende der Prebrunnallee, und inzwischen konnte ich es kaum noch erwarten, wieder ins Warme zu kommen. Auch die Aussicht auf ein Mittagsschläfchen mit meinem Liebsten lockte mich.

In der Ferne zeichnete sich das Wehr unterhalb der Autobahnbrücke ab. Auf dem Weg davor hatten sich Menschen versammelt, vielleicht eine Sportgruppe oder Ausflügler, die keine Angst vor dem schlechten Wetter hatten. Die Nebelschwaden, die innerhalb von Sekunden dichter und dann plötzlich wieder licht wurden, dämpften sogar das Verkehrsrauschen von der vierspurigen Fahrbahn, kaum ein Laut drang zu uns. Irgendwo bellte ein Hund, doch wie durch Watte.

Wieder meldete sich ein Handy, dieses Mal meins. Die unverkennbare Melodie von »La donna è mobile«.

Ich zog das Mobiltelefon aus meiner Handtasche im Leopardendesign. Auf dem Display erschien eine mir unbekannt Nummer. Da ich als Freiberuflerin praktisch immer im Dienst war, nahm ich den Anruf pflichtbewusst seufzend an. Ich machte Maximilian ein entschuldigendes Zeichen. Kurz nickte er und schlenderte mit Vincenzo weiter.

»Ja, bitte?«

»Spreche ich mit Anna di Santosa?«, fragte mich eine belegte Frauenstimme. »Jakobi hier, Cora Jakobi. Ich brauche Ihre Hilfe. Sie können doch Italienisch, oder?«

»*Chiaro, lo parlo benissimo*«, bestätigte ich automatisch. Schließlich war ich in der Toskana geboren und aufgewachsen. »Um was geht es denn?«

»Könnten Sie heute noch vorbeikommen?«, fuhr die Frau hastig fort, anstatt mir eine Antwort zu geben. »Es ist sehr dringend. Ist zwar nicht gerade der nächste Weg, wir wohnen in Amberg. Aber im Internet habe ich gelesen, dass Sie nicht nur Privatde-

tektiv sind, sondern auch Italienerin. Passt es Ihnen in einer Stunde?»

»Vielleicht erklären Sie mir erst einmal, worum es eigentlich geht«, wiederholte ich und blieb stehen.

»Wie? Ach so. Bitte entschuldigen Sie, bin ein bisschen neben der Spur.« Cora Jakobi holte tief Luft und atmete ebenso tief wieder aus. »Mein Mann, Danilo. Er ist verschwunden.«

»Seit wann?«, fasste ich nach, als sie keine Anstalten machte, mir mehr zu erklären.

»Kann ich nicht so genau sagen, er ist nämlich verreist. Und jetzt meldet er sich nicht mehr, seit Tagen schon. Ich muss wissen, wie es ihm geht, ob ...« Cora Jakobi zögerte, als müsste sie Anlauf nehmen für den nächsten Satz. »Ob alles in Ordnung ist.«

»Sie denken, ihm ist etwas zugestoßen?«

Keine Antwort.

Vincenzo und Maximilian waren schon ein gutes Stück weitergegangen. Doch anstatt in den Weg hinauf zum Herzogspark abzubiegen, blieben nun auch sie stehen. Mein Sohn wandte sich um, winkte mir aufgeregt, rief etwas, das ich nicht verstehen konnte. Maximilian legte ihm eine Hand auf den Arm. Doch Vincenzo schüttelte sie ab und rannte los, auf das Wehr zu.

»Wo genau hält Ihr Mann sich auf?«, fragte ich.

Gleichzeitig setzte ich mich wieder in Bewegung. Auch Maximilian folgte Vincenzo mit eiligen Schritten.

»In Italien, an der ligurischen Küste.« Bei den nächsten Worten überschlug sich Cora Jakobis Stimme: »Wissen Sie, er war so komisch bei der Abreise, ganz trübsinnig, ich weiß auch nicht. Jedenfalls ist er jetzt seit über einer Woche weg, am Dienstag haben wir zuletzt miteinander telefoniert. Faschingsdienstag, genau, und seither kann ich ihn nicht mehr erreichen und ... Ja, irgendwie habe ich furchtbar Angst.«

»Wollen Sie andeuten, Ihr Mann könnte Selbstmord begangen haben?«

»Wenn ich es doch nicht weiß.« Verzagt verstummte Cora Jakobi. »Es ist alles so kompliziert, und ich spreche ja kein Wort

Italienisch. Wenn Sie vorbeikommen, erkläre ich Ihnen alles. Ich kann hier leider nicht weg. Meine Tochter ist krank.«

Vincenzo war schon fast bei der Menschenansammlung am Wehr, wo sich der Nebel gerade wieder einmal verflüchtigte. Zwei Männer, die sich aus der Gruppe gelöst hatten, stocherten nun in der Nähe der Fischtreppe mit langen, dünnen Stöcken im Wasser herum, als fischten sie nach etwas, das an der Uferböschung hängen geblieben war. Nein, das waren keine Ausflügler. Ich ging schneller.

»Hören Sie, Frau Jakobi – vielleicht sollten Sie sich doch besser an die Polizei wenden. Ich meine, wenn Ihr Mann ...«

»Die Polizei?« Sie klang erschrocken. »Nein, bitte, keine Polizei, vielleicht ist alles ja nur falscher Alarm.« Kurz schwieg sie wieder, schien ihre Gedanken zu sortieren. »Aber ich mache mir natürlich Sorgen um Danilo, große Sorgen, und das Honorar ist wirklich kein Problem. Also, wann können Sie hier sein?«

Hinter den Männern mit den Stöcken tauchten nun zwei weitere Gestalten auf, sie standen etwas abseits. Die eine, ein Mann mit Bierbauch, führte einen Hund an der Leine, der wieder kurz bellte, die andere hatte einen dicken Koffer neben sich abgestellt. Wieder ein anderer hielt eine Kamera in der Hand, offenbar schoss er Fotos von dem, was dort im Wasser trieb. Soweit ich es von meiner Position aus erkennen konnte, war es groß und schwer.

Vincenzo hatte die Menschengruppe inzwischen erreicht und steuerte direkt auf einen weiteren Mann zu, der mir den Rücken zuwandte. Ich war immer noch zu weit entfernt, um den mittelgroßen Schlanken mit dem schwarzen Haar in Jeans und kaffeebraunem Dufflecoat erkennen zu können. Doch seine Bewegungen waren mir vertraut. Dann verschwand die Szenerie einschließlich der beiden wieder im Nebel.

»Im Moment bin ich noch unterwegs«, sagte ich ins Handy.

Das Mittagsschläfchen mit Maximilian würde ich mir nicht nehmen lassen. Aber später wollte er ohnehin an seinem Paper über neuronale Transmittoren arbeiten, das bald in einer medizinischen Fachzeitschrift erscheinen sollte. Nach Amberg brauchte

ich maximal eine Stunde, bis zum Abendessen wäre ich längst wieder zurück, und Geld konnte ich immer brauchen.

»Bis fünf müsste ich es aber schaffen, spätestens halb sechs. Passt Ihnen das, Frau Jakobi?«

Erleichtert atmete sie auf. Dann nannte sie mir ihre Adresse und verabschiedete sich.

Ich notierte mir die Anschrift in meinem Smartphone und lief zügig weiter. Der Mann, den ich neben Vincenzo gesehen hatte, war Paolo. Und das große, schwere Etwas im Wasser eine Leiche.

\*\*\*

Für meine italienische Großmutter war die Donau immer etwas Faszinierendes und Gewaltiges, etwas ganz und gar Unfassbares gewesen. Ein Fluss, der im Gegensatz zu italienischen Gewässern nie austrocknete, nicht einmal im heißesten Sommer, sondern jahraus, jahrein Wasser führte – wahre Massen an Wasser, voller gefährlicher Strudel und tückischer Strömungen, die alles mit sich fortrissen, es hinunter in unvorstellbare Tiefen zogen, für immer begruben. Wenn ich Nonna Emilia als Kind besuchte, in ihrer prächtigen alten Jugendstilvilla, die seit einigen Jahren mir gehörte, hatte sie bei unseren langen Spaziergängen am Flussufer oft die Hand ihrer Lieblingsenkelin gehalten und sinnierend gesagt: »Glaub mir, Anna, was die Donau sich einmal geholt hat, das lässt sie nie wieder los.«

Doch sie hatte sich geirrt. Gerade jetzt musste der Strom wieder freigeben, was er verschlungen hatte. Zumindest bemühten sich Paolos Kollegen redlich, ihm sein Opfer zu entreißen, während er selbst mich mit bitterböser Miene musterte.

»Kannst du mir bitte schön erklären«, knurrte er mich an, »was ausgerechnet *du* wieder mal am Fundort einer Leiche zu suchen hast?«

»Nichts«, entgegnete ich unbeeindruckt und erwähnte, dass Maximilian und ich Vincenzo zu einer Autorenlesung begleitet hatten. Dann fügte ich spitz hinzu: »Ich finde es übrigens gut,

dass *dein* Sohn sich für Bücher interessiert und nicht immer nur vor der Playstation hockt, die *du* ihm geschenkt hast.«

Er brummte nur irgendetwas, während er schon wieder konzentriert jede Bewegung seiner Kollegen verfolgte, denen es noch immer nicht gelungen war, den toten Körper aus dem Wasser zu bergen. Mit seinem unrasierten Kinn, der grauen Gesichtsfarbe und den dunklen Augenringen sah mein Ex-Mann so aus, als hätte er seit Tagen nicht mehr richtig geschlafen. Wenn er in dieser Verfassung war, war nicht mit ihm zu spaßen. Doch er befand sich gerade in guter Gesellschaft.

»Und wenn wir schon dabei sind«, ich stemmte beide Hände in die Hüften, »kannst *du* mir bitte schön erklären, warum du meinen Sohn eine Leiche sehen lässt, Signor Commissario?«

Sofort nachdem ich das Wehr erreicht hatte, hatte ich Vincenzo weggescheucht. Nun stand er in einigen Metern Entfernung, von Maximilian festgehalten, trat von einem Bein aufs andere und verrenkte sich den Hals, um nur ja nichts zu verpassen. Einen Vater zu haben, der routinemäßig mit Toten zu tun hatte, war normal für ihn. Seinem Vater dabei direkt auf die Finger zu schauen hingegen eine gute Gelegenheit, um sich damit später vor seinen Freunden in Szene zu setzen.

»Er hat ja gar nichts gesehen«, beteuerte Paolo in muffigem Ton.

»Du hast dir übrigens selbst zuzuschreiben, dass du jetzt ungebetene Gäste hast.« Giftig funkelte ich ihn an. »Wenn du deinen Sohn nicht so kurzfristig versetzt hättest, mal wieder übrigens, dann wäre er nicht wie ein Verrückter losgerannt, um dir wenigstens Hallo zu sagen.«

»Du weißt so gut wie ich, dass er sich die Gelegenheit sowieso nicht hätte entgehen lassen.« Sein Blick wurde noch finsterer. »Und dass es bei der Polizei nicht so fahrplanmäßig zugeht wie im Finanzamt, muss ich ja wohl ausgerechnet dir nicht erklären, Prinzessin.«

Der Kosename, mit dem Paolo mich vor allem dann bedachte, wenn er sauer auf mich war, entlockte mir schon lange keine Reaktion mehr. Vor vielen Jahren, als ich ihn im Zuge meiner

Ausbildung bei der Polizei kennengelernt hatte, hatte ich immer wieder versucht, ihm den Unterschied zwischen der geborenen Contessa, die ich war, und einer Principessa zu erklären. Vergebliche Liebesmühe, wie ich seit Langem wusste.

»Für Wochenendeinsätze ist doch eigentlich der Kriminaldauerdienst zuständig«, warf ich in zahmerem Tonfall ein, mein Versuch, die Situation nun doch ein wenig zu entspannen. »Warum bist du hier?«

»War gerade im Büro. Musste noch einen Bericht fertig machen, den will der Staatsanwalt Montagfrüh in seiner Mailbox haben.«

Mit einer erschöpften Geste fuhr sich Paolo über die dunklen Augenbrauen, die ihm zusammen mit seinen Haaren und dem immer leicht gebräunten Teint den Habitus eines Italieners verliehen. Als wir noch ein Paar gewesen waren, hatte man immer ihn, den waschechten Bayern, für den Südländer gehalten und mich, mit meiner hellen Haut und dem langen tizianroten Haar, für eine Deutsche.

»Als die Meldung reinkam, hab ich gedacht, okay, fahr ich eben auf dem Heimweg kurz vorbei«, fügte er hinzu. »Am Montag kriege ich den Fall sowieso auf den Tisch, und die ersten Eindrücke sind durch Fotos ja nicht zu ersetzen.«

Seine grimmige Miene ließ vermuten, dass er diesen Punkt schon in aller Ausführlichkeit mit seiner Lebensgefährtin Lilo diskutiert hatte. Ich wusste, dass seine vielen Überstunden ein beliebter Streitpunkt zwischen den beiden waren. Das erklärte seine schlechte Laune.

Ich wies zur Uferböschung. »Ist es ein Mann oder eine Frau?«

Das Einzige, was Paolo in trüben Momenten aufheitern konnte, war seine Arbeit. Schon immer war er mit Leib und Seele Polizist gewesen. Vielleicht war es sogar diese persönliche Eigenheit, die mich damals so zu ihm hingezogen hatte. Wie ich fühlte auch er sich der Wahrheit verpflichtet und konnte nicht ruhen, bis sie aufgedeckt war.

»Ein Mann«, sagte er. »Vielleicht ertrunken, derzeit ist das aber noch reine Spekulation. Wir müssen warten, bis die Notärztin ihn endlich untersuchen kann.«

Paolo machte eine Kopfbewegung zu der Gestalt mit dem Koffer, die so dick eingepackt war, dass ich kaum etwas von ihr erkennen konnte.

Noch immer trieb das aufgeblähte Etwas, das einmal ein lebender Mensch gewesen war, mit dem Rücken nach oben zwischen Wurzelwerk und überhängenden Ästen im Wasser und wider setzte sich hartnäckig seiner Bergung.

»Wer hat die Leiche entdeckt?«

»Der da drüben mit dem Hund.«

Wie zur Bekräftigung meldete sich wieder der Hund zu Wort, ein Collie, und sprang seinem Herrchen aufgeregt bellend um die Beine.

Ein paar Meter weiter rollte ein Streifenpolizist rot-weißes Absperrband aus. In einer Ecke lagen die eisernen Pfosten, an denen er es befestigen würde, um den Fundort abzuriegeln. Bisher gab es außer uns zum Glück noch keine Schaulustigen. Die Stelle in der Nähe des Wehrs war abgelegen, und der Nebel, der den Uferweg nun vollständig einhüllte, verbarg alles, was sich hier abspielte, vor neugierigen Blicken. Der Nebel glich der Donau. Auch er wollte nichts von seinen Geheimnissen preisgeben.

»Pardon, kann ich mal kurz durch?«

Ein kleiner, rundlicher Mann, er steckte in einem weißen Plastikoverall und trug einen Paken Plastiktütchen und ein Laptop unter dem Arm, stand vor uns und strahlte uns an. Paolo musterte ihn finster, trat dann aber wie ich zur Seite. Sein Kollege bedankte sich gut gelaunt und stapfte an uns vorbei.

»In ein paar Stunden weißt du mehr«, versuchte ich, Paolo Mut zu machen.

Er sah wirklich erbärmlich aus. Der Blick seiner dunklen Augen flatterte unruhig, seine Tränensäcke waren geschwollen.

»Mit ein bisschen Glück findet ihr vielleicht sogar noch den Ausweis.« Aus dem Augenwinkel sah ich, dass auch in die Ärztin nun Bewegung kam. Sie ging auf die beiden Männer mit den Stöcken zu, die ihr eifrig winkten. »Dann kannst du dir mit Lilo einen schönen Abend machen. Das mit Vincenzo ist übrigens

kein Problem. Wir essen heute Abend was Feines, spielen eine Runde Backgammon und ...«

»Das Letzte, was ich brauche, ist eine Ex-Frau, die meint, sie müsse mir gut zureden«, unterbrach Paolo mich grob.

Bevor ich ihm Kontra geben konnte, stand einer seiner Kollegen neben ihm und raunte ihm etwas zu. Ich verstand nur Bruchstücke: »... ziemlich übel ... vielleicht eine Schiffsschraube ... ein paar Schüsse mitten ...«

»Ich komme«, schnitt Paolo dem Mann das Wort ab. »Also, Prinzessin, ich mache jetzt hier meine Arbeit, und du verschwindest, verstanden?«

Als ich um kurz nach fünf an Cora Jakobis Tür läutete, hatte ich Paolos schlechte Laune schon lange wieder vergessen. Das Nickerchen mit Maximilian hatte sich genauso entwickelt wie erhofft. Wieder einmal hatten wir die Hände nicht voneinander lassen können und eine zärtliche Stunde miteinander verbracht, bevor wir selig eingeschlafen waren.

Das verwahrlost wirkende Gebäude, vor dem ich nun stand, schien mir noch um einiges renovierungsbedürftiger zu sein als meine eigene Villa. Das Gartentor hatte offen gestanden, was ich als Einladung interpretierte, das Grundstück zu betreten.

Mit seiner ursprünglich einmal weiß gestrichenen Holzveranda, deren Farbe größtenteils längst abgeblättert war, erinnerte mich das große Haus an eine schwedische Sommervilla. Treppchen, Schnörkel, kleine Balkone, alles ebenfalls aus Holz, direkt vor mir ein Windfang mit riesigen Fenstern und Windspielen aus allerhand Glöckchen, die zarte, melodische Klänge von sich gaben. An vielen Stellen waren die Verandabretter morsch, und sogar im diffusen Licht der zunehmenden Dämmerung sah ich, dass auch die himmelblauen Fensterläden einen neuen Anstrich gebraucht hätten. Da und dort hatte jemand mit Ausbesserungsarbeiten angefangen, aber offensichtlich bald wieder die Lust daran verloren.

Das Haus der Jakobis lag am Mariahilfberg, einer Anhöhe am nordöstlichen Stadtrand von Amberg, in einem augenscheinlich sehr wohlhabenden Viertel. Von Amberg selbst, das mit seinen unzähligen roten Dächern am Fuße des Hangs lag, hatte ich bis auf die die Altstadt umgebende Ringstraße, die mittelalterliche Stadtmauer und den beginnenden Samstagabendverkehr kaum etwas gesehen.

Die meisten der ebenso großzügigen Nachbarhäuser standen inmitten gut gepflegter Grundstücke, viele waren durch hohe Mauern und lange Auffahrten vor neugierigen Blicken geschützt.

Nur bei den Jakobis gab es einen einfachen Holzzaun und einen Garten, in dem lange niemand mehr Unkraut gezupft hatte. Ein windschiefer Schuppen diente wohl als Garage, davor stand ein klappriger Renault. In einer Art Scheune, sie war ohne Tür, lagerten Brennholz und alte Autoreifen.

Zwischen dem Haus – es lag an einer Kreuzwegstation, direkt davor führte ein von Bäumen überdachter Weg zur Wallfahrtskirche Maria Hilf hinauf – und dem Schuppen befanden sich ein Klettergerüst mit allerhand Seilen und Sprossen, ein großer Sandkasten, zwei Schaukeln und ein Trampolin.

Im hell erleuchteten Hausinneren blieb alles ruhig. Ich klingelte ein zweites Mal.

Hier oben war es noch kälter als in Regensburg, unbarmherzig pfiß mir ein klirrend kalter Ostwind ins Gesicht. Der Nebel war schon kurz hinter Regensburg verfliegen. Die dunklen Wolken hingen nun so tief, als wollten sie alles unter sich begraben. Die Stadt dort unten mit ihren zögerlich aufflammenden Lichtern, die eng gedrängten Häuser, auch die Menschen darin. Die Sonne würde in einer knappen Stunde untergehen. Doch bereits jetzt war es so düster, als wäre der Tag schon lange zu Ende.

In Cora Jakobis Haus regte sich noch immer nichts.

Ich fluchte leise auf Italienisch. So dringend sie meinen Besuch am Telefon gemacht hatte, so unwichtig war er ihr jetzt offenbar. Ich hatte wirklich keine Lust, noch länger in der Kälte zu stehen.

Erneut drückte ich auf den Klingelknopf, dieses Mal dreimal hintereinander. Als sich dennoch wieder nichts im Haus regte, zog ich das Handy aus meiner Tasche, um nach Cora Jakobis Nummer zu suchen. Im selben Moment öffnete sich knarrend die Holztür.

»Bitte entschuldigen Sie, dass Sie so lange warten mussten. Lissy hat einen neuen Fieberanfall bekommen. Ich konnte sie nicht allein lassen.«

Cora Jakobis Gesicht tauchte vor mir auf. Es war schmal, mit einem kantigen Kinn, außerdem kalkweiß und von dunkelbraunen, bis zu den Ohren reichenden Fransen umrahmt. Unter den ebenso dunklen Augen hingen tiefe Schatten.

Mein Ärger verpuffte. »Wie geht es Ihrer Tochter jetzt?«

»Sie ist sehr unruhig, seit gestern hat sie fast neununddreißig Grad. Aber zumindest schläft sie endlich.«

»Wie alt ist sie?«

»Zwölf. Wenn das Fieber nicht bald weggeht, rufe ich den Arzt an. Allmählich mache ich mir wirklich Sorgen, und am Montag muss Lissy ja wieder in die Schule. Aber ich fürchte, das wird nicht klappen.«

Dieses Jahr hatten wir einen späten Fasching gehabt, erst in der letzten Februarwoche waren die Ferien losgegangen.

Mit einer fahrigen Geste fuhr Cora Jakobi sich über die etwas zu groß geratene Nase, lächelte mich schief an und öffnete die Tür nun ganz. »Mein Gott, kommen Sie doch rein! Mögen Sie grünen Tee?«

Grüner Tee war leider das Letzte, das ich mochte. Aber zum Glück meinte meine Gastgeberin, irgendwo müssten noch zwei, drei Beutel Earl Grey sein.

Sie führte mich durch den zugigen Windfang und den fast ebenso kalten Korridor dahinter. Wir schritten über helle, an vielen Stellen abgewetzte Dielenböden, auf denen zerschlossene, farbenfrohe Läufer lagen, die den Eindruck von einer schwedischen Sommervilla noch verstärkten. Alle Wände, an denen wir vorübergingen, verschwanden fast vollständig hinter Papier – Flyer von Literaturfestivals, Zeitungsausschnitte, Ankündigungen zu Lesungsabenden, Buchrezensionen, Poster in allen Größen, Plakate in Farbe oder Schwarz-Weiß, die alle dasselbe Thema hatten: Danilo Jakobi.

»Ihr Mann ist Schriftsteller?«

»Ja, der ›Drachenmann‹ ist von ihm. Vielleicht sagt Ihnen das was?«

Überrascht nickte ich. Er war der Fantasy-Autor, dessen Debütroman den »Adrian's Art Verlag« vor weit mehr als zwei Jahrzehnten aus seinem Dornröschenschlaf erweckt hatte.

»Der Roman hat sich sehr gut verkauft, habe ich gehört.«

»Über zwei Millionen Mal«, sagte Cora Jakobi ohne große Begeisterung. »Auch die beiden Folgebände waren Riesenerfolge,

die Bücher wurden verfilmt und in zig Sprachen übersetzt. Ein richtiggehender Hype, wie man heute sagt.«

Von unzähligen Bildern blickte der Schöpfer der Trilogie mich an, ein großer, asketisch wirkender Mann mit halblangem dunkelblonden Haar, das er manchmal offen trug, manchmal nach hinten gebunden, mit Seeräuberbart und gelbgrünen Katzenaugen. Er sah auffallend gut aus und war sehr fotogen, gleichgültig, ob er in die Kamera lächelte, in einer Gesprächsrunde diskutierte oder in entspannter Pose aus einem seiner Bücher vorlas. Meist trug er klassisches Künstlerschwarz oder eine papageienbunte Weste über einem schlichten Hemd.

Das Haus war schlecht isoliert, stellte ich zu meinem Bedauern auch in der geräumigen Wohnküche fest. Aber zumindest brannte in einem schwedischen Bollerofen ein gemütliches Feuer. Auch hier waren die Wände von Flyern, Bildern und Postern übersät, die vom künstlerischen Schaffen des Hausherrn erzählten.

Cora Jakobi ließ die Tür zum Korridor einen Spalt offen, bot mir einen Platz auf der altertümlichen Sitzecke an und füllte einen Wasserkocher. Ich setzte mich auf das in Grüntönen gestreifte Sofa, das so gar nicht in eine Küche passen wollte, zum Glück aber neben dem Ofen stand. Es musste noch aus der Biedermeierzeit stammen. An manchen Stellen war der Stoff dünn und verschlissen, der Rahmen aus Nussbaumholz glänzte jedoch edel.

»Ihr Mann ist also in Italien?«, fing ich an, um meiner Auftraggeberin in spe den Einstieg zu erleichtern.

»In der Nähe von Rapallo, ja«, sagte sie mit ihrer melodischen und angenehm warmen Stimme. »Da fährt er immer hin, wenn er mit einem neuen Manuskript anfängt.«

In Rapallo war ich lange nicht mehr gewesen. Flavio, ein Cousin zweiten Grades, lebte dort. Ich erinnerte mich an ein quirliges Städtchen an der ligurischen Riviera di Levante, eine der herrlichsten Gegenden meiner alten Heimat. In der malerischen Bucht tummelten sich Yachten und Segelschiffe, Palmen säumten die lang gestreckte Promenade, dahinter erhoben sich prunkvolle Palazzi und Luxushotels aus vergangenen Jahrhunderten, als dort noch italienische Adelsfamilien und einflussrei-

che Persönlichkeiten aus ganz Europa ihren Sommerurlaub zu verbringen pflegten.

»Ein Fantasy-Roman soll es werden.« Cora Jakobi, sie mochte Anfang, höchstens Mitte dreißig und somit zwei, drei Jahre jünger sein als ich, zuckte mit den eckigen Schultern. Sie war schlank, aber nicht dünn und etwa einen halben Kopf größer als ich. Das einzige verschwenderisch Geformte an ihr waren die vollen Lippen. »Nach vielen Jahren mal wieder.«

»Was schreibt Ihr Mann sonst noch?«

»Entwicklungsromane, Theaterstücke, gesellschaftskritische Texte und Essays, auch für Zeitungen, viel Lyrik.« Sie schaltete den Wasserkocher an und blieb vor der offensichtlich selbst gezimmerten Arbeitsplatte aus Ahornholz stehen. »Sogar ein paar Krimis und Thriller, obwohl er früher ja immer gesagt hat, so was fasst er nicht an.«

Der Wasserkocher gab klopfende Geräusche von sich. Cora Jakobi versetzte ihm einen sanften Stoß, das Klopfen verschwand, und klappte der Reihe nach mehrere Hängeschränke auf und wieder zu, die alle in unterschiedlichen Farben gestrichen waren. Schließlich rumorte sie mit gerunzelter Stirn in den Schubladen eines ausgeleierten Küchenbüfets, fand aber keinen einzigen Teebeutel. Der Wasserkocher begann zu sprudeln, schaltete sich wieder aus. Zögernd bot sie mir an, mir einen Becher Kakao warm zu machen.

Ich nickte ergeben und fragte mich, wann wir endlich zum Grund meines Hierseins kommen würden.

Cora Jakobi holte einen handgetöpften Becher aus einem Hängeschränk, füllte das Gefäß mit Milch und einem Berg Kakaopulver und stellte es in ein Mikrowellengerät, das auf einem etwa zwei Meter hohen knallroten Kühlschränk thronte – außer dem Herd offenbar die einzige Anschaffung neueren Datums. Am Kühlschränk hingen Kinderzeichnungen: eine Prinzessin in Rosa mit Krone und silbernen Schuhen, eine türkisfarbene Wiese, über die Pferde und feenartige Wesen flogen.

Auf dem runden Tisch vor mir stand eine Kanne auf einem Stövchen, beides ebenfalls handgetöpft, daneben eine dazu pas-

sende Tasse, alles in irisierendem Cremeweiß. Ich rutschte näher an den Ofen, in dem es knisterte und knackte.

»Ja, wirklich, Danilo ist sehr kreativ.« Cora Jakobi biss sich auf die Unterlippe. »Aber hier kann er nicht arbeiten. Zu viel Lärm, immer dieser Trubel, er hat ja recht. Und dauernd geht das Telefon.«

Nur das Knacken im Kamin, das leise Brummen der Mikrowelle und das Summen des Kühlschranks waren zu hören.

Die Mikrowelle gab einen klingenden Ton von sich. Meine Gastgeberin holte den dampfenden Becher heraus, stellte ihn vor mich auf den Tisch, setzte sich auf einen der mit brüchigem Leder bespannten Holzstühle mir gegenüber, starrte auf den Boden.

Ich nahm den Becher in beide Hände, er war in leuchtendem Meerblau glasiert, wärmte meine noch immer kalten Finger daran und bemühte mich, meine wachsende Ungeduld nicht zu zeigen. In meinem Kopf sammelten sich immer mehr Fragezeichen an. Von der Sorge um Cora Jakobis Mann, die bei unserem heutigen Telefonat durchgeklungen hatte, war nichts mehr zu spüren.

»Wo genau wohnt Ihr Mann momentan?«, kam ich zum Thema zurück, vielleicht eine Spur zu forsch.

»In einem Landhaus in den Bergen, man kann das Meer sehen. Der Ort heißt Zoagli, aber das Haus – oder wohl mehr Häuschen – liegt etwas außerhalb. Es gehört Marius.«

Cora Jakobis Blick flatterte vom Bollerofen zum Büfett, blieb am Kühlschrank hängen, flog zurück zum Tisch, wie ein kleiner, unsteter Schmetterling auf der Suche nach der schönsten Blume.

»Marius Fabek«, fügte sie mit belegter Stimme hinzu. »Danilos Verleger.«

Der aparte Mann im anthrazitfarbenen Anzug, den ich am Vormittag gesehen hatte.

»Sie haben gesagt, Ihr Mann ist vor einer Woche aufgebrochen?«

»Ja, mit dem Passat. Am Faschingssamstag.«

Sie griff nach ihrer halb vollen Tasse, filigrane Rankenmotive zierte sie, wie ich erst jetzt bemerkte, trank aber nicht, sondern fixierte blicklos den Saum ihres blassblauen Pullovers, der so lang

war, dass er fast als Minikleid durchgegangen wäre. Dazu trug sie Fleeceleggings mit Norwegermuster, dicke selbst gestrickte Socken und Filzhausschuhe, alles in Blautönen.

»Normalerweise meldet er sich alle ein, zwei Tage. Wenn er im Schreibfluss ist, vergisst er die Zeit, es kann dann auch mal einen Tag länger dauern.« Gequält lächelte sie, nippte an der grünlichen Flüssigkeit, die Lider noch immer gesenkt. »Meistens bleibt er drei bis vier Monate. Je nachdem, wie er vorankommt.«

Nervös räusperte sie sich, bearbeitete mit den Zähnen wieder ihre Unterlippe und warf mir dann aber doch einen schnellen Blick zu, als hätte sie meine Gedanken erraten. Ich war sicher, dass ihr Mann sich nicht nur wegen seines neuen Manuskripts in das einsame Landhaus verkrochen hatte.

»Aber heute ist schon der vierte Tag, seit er das letzte Mal angerufen hat«, fügte sie betreten hinzu.

»Sie haben ihn nicht angerufen?«

»Natürlich, zigital. Aber er geht nicht ran.« Wieder vermied sie den Blickkontakt. »Als wir das letzte Mal miteinander telefoniert haben, am Faschingsdienstag gleich in der Früh, da war er so komisch. Und auch vor der Abreise ist er ganz seltsam gewesen, ständig in Gedanken, und wenn ich jetzt darüber nachdenke ...« Noch immer hielt sie die Tasse in der Hand, ihre sehr kurz geschnittenen Fingernägel trommelten einen unruhigen Rhythmus darauf. »Depressiv. Ja, richtig depressiv ist er mir vorgekommen.«

Das Wort hing im Raum. Dennoch schien Cora Jakobi sich keine Vorwürfe zu machen, weil ihr dieser Umstand bisher noch nicht aufgefallen war. Sie wirkte auch nicht annähernd so besorgt, wie es der Situation angemessen gewesen wäre, vielmehr nachdenklich und auf eine irritierende Art gefasst. Als wartete sie seit Langem auf etwas, das eines Tages unweigerlich an ihre Tür klopfen würde.

»Und trotzdem haben Sie weder die Polizei verständigt noch mit jemandem aus der Nachbarschaft Ihres Mannes gesprochen?«

»Wie gesagt – ich kann kein Italienisch. Und es gibt keine Nachbarn da unten.«

»Aber doch sicher Englisch?«

»Englisch?« Erneut hob sie zaghaft die Schultern. »Das Haus liegt sehr einsam. Der nächste Nachbar wohnt ziemlich weit weg, und ich weiß nicht, ob ...«

»Aber es wird doch irgendjemanden geben, der nachsehen kann, ob es Ihrem Mann gut geht?«

»Ich weiß es nicht, ich bin noch nie dort gewesen. Deshalb kenne ich auch niemanden, bei dem ich anrufen könnte. Wie gesagt«, meine Gastgeberin hielt sich verzweifelt an ihrer Tasse fest, »wenn Danilo im Schreibfluss ist, verträgt er keine Störungen.«

Ich sparte mir meinen Kommentar. Schließlich ging es mich nichts an, warum die Zweierbeziehung der Jakobis nicht so war wie die von Maximilian und mir. Keiner von uns hätte es vier Monate lang ohne den anderen ausgehalten.

»Das heißt also, ich soll nach Zoagli fahren und herausfinden, ob Ihr Mann wohlauf ist?«

Cora Jakobi nickte und sah mir das erste Mal, seit ich ihr Haus betreten hatte, offen ins Gesicht. »Ich kann Lissy doch nicht allein lassen.«

»Ich muss Sie das jetzt leider fragen, Frau Jakobi. Hat Ihr Mann schon einmal Selbstmordgedanken geäußert?«

»Nein. Und vielleicht übertreibe ich ja. Aber er war wirklich ganz anders als sonst.«

»Welchen Grund könnte es dafür geben?«

»Vielleicht das neue Buch?« Erneut irrte ihr Blick durch den Raum. »Vielleicht hat er den Einstieg nicht gefunden. Oder eine Schreibblockade. Für einen Schriftsteller ist das die Hölle, sagt er immer.«

Auf der heutigen Lesung hatte ich dieses Wort schon gehört, auch Patty West hatte es mit Schrecken in der Stimme erwähnt.

Ich spürte deutlich, dass Cora Jakobi mir nicht die ganze Wahrheit sagte. Dennoch wusste ich schon jetzt, dass ich den Fall übernehmen würde. Es gab zwar mehrere einfache Erklärungen dafür, warum sich ein gefeierter Bestsellerautor in einem abseits gelegenen Landhaus an einer der schönsten Meeresküsten der Welt vor seiner Frau versteckte. Doch erstens bot sich mir

so die Gelegenheit, eine Spritztour in meine geliebte Heimat zu unternehmen, weit weg vom nebelverhangenen und viel zu kalten Regensburg. Und zweitens bekam ich dafür sogar noch Geld.

»Sie fahren also hin?«, vergewisserte sich Cora Jakobi mit einem Unterton in der Stimme, den ich nicht einordnen konnte. »Das Honorar ist wirklich kein Problem. Sagen Sie nur, was Sie dafür verlangen.«

Im Kopf überschlug ich die anfallenden Spesen und nannte ihr eine angemessene Summe für den Auftrag. Trotz ihrer Beteuerung zuckte sie nun doch zusammen, bemühte sich jedoch tapfer, sich den Schrecken nicht anmerken zu lassen.

Ich erklärte ihr, ich würde gleich morgen früh aufbrechen, und bat sie um die genaue Adresse des Landhäuschens, in dem ihr Mann sich aufhielt. Doch auch die kannte sie nicht.

Nein, in der Beziehung der Jakobis schien nichts so zu sein, wie es sein sollte.

\*\*\*

Die Rückfahrt nach Regensburg verlief genauso problemlos wie die Hinfahrt. Es waren noch einige Lkws unterwegs, angesichts des trüben Winterwetters hielt sich der am Wochenende übliche Ausflugsverkehr jedoch in Grenzen.

Als ich bei Schwandorf von der B 85 auf die A 93 bog, kam mir ein Gedanke: Ob Maximilian mich nach Italien begleiten würde?

Es wäre eine wunderbare Gelegenheit für ein paar Tage zu zweit. Am Abend nach seiner Scheidung hatten wir zwar gefeiert und uns bei einem exquisiten Candle-Light-Dinner im »Hotel Burg Wernberg« verwöhnen lassen. Doch unser letzter gemeinsamer Urlaub – nur wenige Tage Ende Januar – hatte im Wesentlichen darin bestanden, Schlaf nachzuholen und Dinge zu erledigen, vor denen man sich sonst gern drückte. Zumindest lag nun die Steuererklärung für das vorletzte Jahr endlich beim Finanzamt, und mein Büro war aufgeräumt.

Maximilian würde ich bestimmt für einen gemeinsamen Kurzurlaub im Süden begeistern können. Die Frage war, ob er es be-

rufflich einrichten konnte. Als Leitender Oberarzt in der Neurochirurgie der Regensburger Uniklinik konnte er nicht einfach von heute auf morgen Urlaub nehmen.

Sowie ich zu Hause war, musste ich mich um Vincenzos Betreuung kümmern. Mit seinen vierzehn Jahren brauchte er tagsüber zwar keinen Aufpasser mehr. Doch wenn ich länger verreiste, wollte ich ihn in guten Händen wissen.

Neulich hatte ich ihn und seinen besten Freund wieder einmal beim Rauchen erwischt. Ich hatte keine Ahnung, wer ihnen die Zigaretten besorgte, vielleicht ein älterer Mitschüler. Da ich wusste, dass Standpauken selten fruchteten – je mehr ich ihm das Rauchen verbot, umso interessanter wurde es für ihn –, hatte ich Vincenzo nur die üblichen Strafarbeiten aufgebremst. Ich hätte ihn und Florian bei einer weitaus schlimmeren Beschäftigung erwischen können. In Zeiten, in denen alle Sorten von Drogen auf Schulhöfen, in Kneipen oder an Bahnhöfen den Besitzer wechselten, war es nur eine Frage der Zeit, bis auch mein Sohn mit etwas Gefährlicherem als Tabak konfrontiert wurde.

Paolo fiel als Babysitter erst einmal aus, mit dem neuen Fall hatte er genug zu tun. Auch mit Mona, meiner Untermieterin aus dem zweiten Stock, konnte ich zurzeit nicht rechnen. In den letzten Wochen hatte ich sie kaum in der Villa gesehen.

Vielleicht Leonardo? Seit dem vergangenen Herbst absolvierte Vincenzos italienischer Großcousin ein Auslandssemester in Weihenstephan. Unter der Woche wohnte er zur Untermiete in Freising, die Wochenenden verbrachte er in meinem Haus. Seit einiger Zeit hatte er sich allerdings rargemacht, da er auf die Semesterabschlussprüfungen büffeln musste. Doch die sollte er inzwischen hinter sich haben. Und bevor er am Anfang des bald beginnenden Sommersemesters wieder nach Florenz zurückkehrte, musste er ohnehin noch sein Zimmer bei mir ausräumen.

Als ich die Ausfahrt nach Maxhütte-Haidhof passierte, dachte ich über das Gespräch mit Cora Jakobi nach. Vor dem Aufbruch hatte ich sie noch gebeten, Marius Fabek, den Verleger ihres Mannes, nach der Adresse seines Landhauses zu fragen. Aber sie hatte nur gemurmelt, sie habe seine Privatnummer verlegt.